

in der Überzeugung, dass damit der richtige Weg eingeschlagen ist. Denn egal, ob es um Terrorismus oder Zuwanderung geht – »die meisten der gegenwärtig bestehenden politischen Probleme können nur im europäischen Rahmen eine Lösung finden«.

Neben all den schönen Antworten und Beschwörungen machen Semprún und de Villepin aber auch ihre Sorge um den Zustand und die Zukunft Europas deutlich. Gefahr sehen sie im Mangel an Transparenz und demokratischer Legitimation, in Lethargie und Gleichgültigkeit, vor allem auch den Erwartungen, Ängsten und Problemen der Bevölkerung gegenüber. Sie kritisieren, dass die rasante Öffnung des europäischen Raums nicht durch ein ernsthaftes Nachdenken über die Grenzen wie die Identität Europas begleitet wurde und warnen davor, ein ehrgeiziges politisches Vorhaben durch weitere endlose Erweiterungen (endgültig) zu einer rein ökonomischen Angelegenheit herabzustufen.

Das Scheitern des europäischen Verfassungsentwurfs sehen beide als schweren Fehler, blockiert es doch die Entwicklung des europäischen Aufbaus zu einem Zeitpunkt, da sich die Herausbil-

dung eines gemeinsamen politischen Willens als äußerst notwendig wie dringlich erweist. »Entweder Europa stellt sich darauf ein«, heißt es am Ende, »sein spezifisches Entwicklungsmodell zur Geltung zu bringen, um so seine Werte über seine Grenzen hinauszutragen und sie zum Vorbild zu machen, oder es wird in der heutigen Welt zum Status einer namenlosen Durchgangsstation verdammt sein«.

Doch trotz solcher Prophezeiungen, bekannter Kritik und Einsicht – das Ergebnis ihrer Briefwechsel, in denen sich sowohl Semprún als auch de Villepin streckenweise in Anekdoten und Zitaten verstricken, ist weder düsterer Warnruf noch nüchterne Analyse. Es bleibt, was es wohl auch sein soll: ein mit Leidenschaft vorgetragenes Bekenntnis zum europäischen Projekt.

*Jorge Semprún & Dominique de Villepin: Was es heißt, Europäer zu sein.* MURMANN VERLAG, Hamburg 2006, 216 S., € 24,90.



Sina Dürrenfeldt (\*1980) ist Sozialwissenschaftlerin, lebt in Berlin.  
sina.duerrenfeldt@freenet.de

Karl-Josef Müller

## Mit eigener Stimme

*Antje Vollmer erinnert an den Kernbestand grüner Identität*

Wer von diesem Buch ein Resümee rot-grüner Regierungsarbeit erwartet, dürfte nach der Lektüre eher enttäuscht sein. Spannend aber ist zu lesen, wie Antje Vollmer die Geschichte ihrer Partei erlebt und erlitten hat.

»Ich habe immer bis zum letzten Moment mit allen geredet.« Alle, das sind für Antje Vollmer nicht nur die Weggefähr-

ten aus den Reihen der GRÜNEN, sondern all diejenigen, die ihr das Gespräch nicht verweigern. Berührungängste kennt sie dabei nicht. Mit Franz Josef Strauß wollte sie über die Begnadigung von RAF-Terroristen reden, »– er ist dann überraschend gestorben, hatte aber Bereitschaft signalisiert«, und auch mit den Vertriebenen suchte sie das Gespräch, 1995 auf dem

Pfingsttreffen der Sudetendeutschen: »Es gab ein Riesenpfeifkonzert.«

Antje Vollmer ist schlechten Empfängern nie aus dem Wege gegangen. Rücksichten auf die öffentliche Meinung sind ihr fremd, so auch in den Jahren 1984/85, als sie gemeinsam mit Christa Nickels das Gespräch mit RAF-Terroristen suchte. »Wir erneuern hiermit unser Gesprächsangebot«, mit diesen Worten endet der offene Brief an die Frauen aus der ROTEN ARMEE FRAKTION, ein Brief, der angesichts der unbarmherzigen Militanz der RAF naiv anmutet in seinem Versuch, deren »gefrorene(n) Sprache« aufzutauen.

Diese vermeintliche Naivität speist sich aus der Weigerung, die Macht zementierter Weltbilder zu akzeptieren. Wenn Politik darin besteht, »verfestigte Dinge wieder in Bewegung (zu) bringen«, dann kann dies nur im Gespräch mit denen funktionieren, die zunächst nicht daran glauben, »dass man sich auch mal anders entscheiden könnte als üblich«.

Einen Platz im politischen Spektrum konnte die promovierte Theologin aus kleinbürgerlichem Elternhaus nur bei den GRÜNEN finden: in einer Partei, die – zunächst – alles anders machen wollte als die etablierten politischen Kräfte, einer Partei, die »– jedenfalls in ihrer Anfangszeit – Individuen sehr hoch schätzte. Oder auch Menschen, die querdenken oder neugierig auf neue Themen sind.« Was Antje Vollmer an der SPD störte, prägte zunehmend auch das grüne Milieu: »Ich habe einfach gedacht, dass die Freiheiten des einzelnen, Politik in Debatten zu gestalten, in dieser Partei zu gering sind, dass zuviel Großfamilienghorsam, zuviel Apparattauglichkeit, zuviel Stallgeruch dazugehörten.« Mit Sympathie für die ökologische Sache skizziert Antje Vollmer die Geschichte der GRÜNEN von einer Bewegung der Individualisten und Abweichler hin zu einer Partei, in der es zunehmend darum geht, den Machtproporz zu wahren zwischen Lin-

ken und vermeintlich Konservativen, zwischen Fundis und Realos. Was dabei auf der Strecke zu bleiben droht, ist eine neue Form des Denkens, nämlich ein ökologisches Denken, das nicht nur »die natürliche Umwelt« betrifft: »Die GRÜNEN haben früher viel grundsätzlicher gedacht (...) Ökologie war eine Denkmethode schonender Welterkenntnis.«

Das heißt nichts anderes, als dass es keinen Sinn macht, auf Kosten anderer Recht zu haben oder zu bekommen, es heißt vielmehr, den Anderen, die andere Seite, den Gegner mit ins Boot zu nehmen: »Im Kern ist mein Ziel immer, die Gesellschaft, auch wenn sie sich gar nicht ändern will, trotzdem zu verändern, und zwar mit den Mitteln einer Debatte.«

Häme, Hass und das bornierte Gefühl linker ideologischer Überlegenheit sind Antje Vollmer fremd – was allerdings all jene provoziert, für die sich die Welt nach wie vor lupenrein in Schwarz und Weiß einteilen lässt. Sie möchte verstehen und begreifen, warum Menschen etwas tun, anstatt über sie wohlfeile Urteile zu fällen, die doch nur gebetsmühlenartig festgefahrene Vorurteile wiederholen. Gleichzeitig scheut sie sich nicht, politische Weggefährten kritisch zu charakterisieren, allen voran Joschka Fischer, den »Dompteur« der GRÜNEN. Oder Oskar Lafontaine, den Freund über allen politischen Streit hinaus, und natürlich Gerhard Schröder und Angela Merkel. Ihr Urteil ist differenziert und abwägend, aber auch deutlich wie im Falle Gerhard Schröders. Für seinen Auftritt am Wahlabend hat sie ebenso wenig Verständnis wie für sein Engagement bei GAZPROM: »Man kann sogar Kanzler sein und trotzdem fremdeln mit dem, was es an Grundkultur im eigenen Land gibt.« Auch bemängelt sie, Schröder sei in »diesen selbstverständlichen, vielleicht bürgerlichen Stilfragen (...) nie im Zentrum angekommen«. Dieses Urteil korrespondiert mit ihrer »Abrechnung mit der Studen-

tenbewegung«, die »das brutale Duzen angefangen« habe, das dann auch in der grünen Partei Platz griff. In solchen Passagen wird erkennbar, wie fremd Antje Vollmer für viele in ihrer eigenen Partei schon immer gewesen sein muss; vor allen Dingen für viele 68er, denen der Begriff des Bürgerlichen nur voller Verachtung über die Lippen kam.

Für Antje Vollmer haben es die ehemaligen Heroen der Studentenbewegung zu verantworten, dass die GRÜNEN zunehmend in der Gefahr stehen, eine Partei wie jede andere zu werden. Ein Lager- und Proporzdenken habe bei den GRÜNEN Einzug gehalten: »Wenn eine Bundessprecherin eine Linke war, dann wurde der Sprecher ein Realpolitiker.« Auf der Strecke geblieben sei dabei der Kernbestand grüner Identität: »Und was die Debatte bei den GRÜNEN betrifft: Es gibt sie faktisch nicht mehr – das ist Teil des Problems.« Debatten – das sind Gesprä-

che über alle politischen Gräben hinweg, innerhalb einer Partei wie mit allen, die in diesem Land mitreden wollen. Antje Vollmer vermisst gerade bei den jungen GRÜNEN die »Neugier auf die Gesellschaft als etwas ganz und gar Faszinierendes, da warte ich dringend auf solche, die wieder suchen und hoffentlich auch finden.« Im Schatten der Großen Koalition sind DIE GRÜNEN nur noch undeutlich zu erkennen. Und es sind kaum Köpfe in Sicht, die »diese urgrüne Traumidee« wieder aufleben lassen könnten, »etwas völlig anderes zu sein« in der politischen Landschaft von Deutschland.

*Antje Vollmer (im Gespräch mit Hans Werner Kitz): Eingewandert ins eigene Land. Was von Rot-Grün bleibt. PANTHEON-VERLAG, München 2006, 281 S., € 12,95.*

Karl-Josef Müller (\*1957)  
ist freier Journalist in Gießen.  
[karl.mueller@freenet.de](mailto:karl.mueller@freenet.de)

Otto Jacobi

## Misstrauen gegen den Siegeslauf des angelsächsischen Modells

Jürgen Hoffmann über die Zukunft des Rheinischen Kapitalismus

Der Rheinische Kapitalismus galt lange Zeit als Prototyp des im westlichen Kontinentaleuropa vorherrschenden Kapitalismusmodells der Koordinierten Marktwirtschaft. In ihm spielten Gewerkschaften und Arbeitnehmervertreter eine prägende Rolle. Nun zeigen sich breite Risse im Rheinischen Haus und der Vormarsch der angelsächsischen Alternative, des liberalen Marktmodells, scheint unaufhaltsam.

Das ist das Thema, das Jürgen Hoffmann diskutiert. Die Betonung liegt auf Diskussion, denn anders als viele seiner Kollegen aus der ökonomischen Zunft weiß er nicht alles besser; enthält sich

konkreter Politikempfehlungen und widersteht der Verlockung, sich in die aktuelle Tagespolitik einzumischen. Darin liegt der Vorteil des Buches: Statt gewichtig und aufgemotzt daherkommenden Moden nachzulaufen, bietet der Autor Gediegenes. Es geht ihm um langfristige Entwicklungstrends des Modells eines zivilisierten Kapitalismus. Dabei erweist sich Hoffmann als dialektisch und historisch versierter Ökonom. Er richtet sein Augenmerk immer wieder auf das Unfertige, das Unvollkommene, das Ungeplante und Unerwartete in gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Und er belegt mit Verweis auf frühere Phasen den zykli-